

Für das Maximum an den Hindukusch

Afghanistaneinsatz Warum sind so viele Ostdeutsche bei Auslandseinsätzen der Bundeswehr? Eine Reise nach Torgelow

■ **Eva Simon**
Autorin des Freitag

Manchmal dauert es, bis es die Bemühungen eines Politikers in die Presse schaffen. Im Februar 2007 hat Peter Hettlich, Grünen und Mitglied des vorherigen Bundestages, die erste Anfrage an die Regierung gestellt: Wie hoch der Anteil Ostdeutscher in den Auslandseinsätzen der Bundeswehr sei? In den nächsten zweieinhalb Jahren folgten sieben weitere Anfragen, auf die der Staatssekretär im Verteidigungsministerium, Thomas Kossendey, stets antwortete, so ausführlich wie er durfte, wollte oder konnte. Doch erst im Juli 2009 wurde eine Antwort von Thomas Kossendey zur Schlagzeile. „Ossis als Kanonenfutter“ titelte die Junge Welt. Peter Hettlichs Anfrage hatte ergeben, dass fast 50 Prozent aller Bundeswehr-Soldaten im Auslandseinsatz ostdeutscher Herkunft sei. Wenige Tage zuvor waren nahe der nordafghanischen Stadt Kundus drei Soldaten getötet worden; einer aus Brandenburg, einer aus Sachsen-Anhalt und einer aus Thüringen. Alles schien zusammenzupassen. Die Zahlen waren so hoch wie nie; sie waren aber auch so unrepräsentativ wie nie. Denn die Aufgabe, Einsatzkontingente für Afghanistan zu stellen, geht bundesweit reihum; dieses Jahr ist die Panzergrenadierdivision Leipzig mit den beiden ostdeutschen Brigaden Torgelow und Frankenberg dran. Das stand nicht in der Jungen Welt. Die Zahlen der Vorjahre sind weniger spektakulär, aber aussagekräftiger. Sie zeigen: Der Prozentsatz ostdeutscher Soldaten in Afghanistan passt zum Prozentsatz ostdeutscher Soldaten in der Bundeswehr – etwa 35 Prozent. Bloß: Dieser Prozentsatz passt nicht zum Anteil Ostdeutscher an der Gesamtbevölkerung. Der beträgt nämlich nur 20 Prozent. Das heißt: Ostdeutsche sind überrepräsentiert in der Bundeswehr. Dazu kommt ein zweites Phänomen, das die „Kanonenfutter“-These stützt: Am höchsten ist der Anteil der Ostdeutschen bei Zeitsoldaten und Wehrdienstleistenden, also in den unteren Rängen. Statistisch lässt sich sagen: Je niedriger der Dienstgrad, desto größer die Wahrscheinlichkeit, einen Ossi vor sich zu haben.

Mit unmilitärisch leiser Stimme

Einen wie Christian, der seinen echten Namen nicht in der Zeitung lesen will. Ein junger Mann von 19 Jahren mit Oberlippenbärtchen, leiser Stimme und unmilitärischem Händedruck. Als er seinen Grundwehrdienst ableistete, ging die Speditionsfirma pleite, bei der er vorher als Fahrer gearbeitet hatte. Was lag näher, als erstmal den Wehrdienst zu verlängern? Christian wurde vom GWDL, vom Grundwehrdienstleistenden, zum FWDL, zum Freiwillig Wehrdienstleistenden. Es ist der niedrigschwelligste Einstieg in die Bundeswehr. „Ein Auffangbecken für alle, die nicht wissen, was sie machen sollen“, sagt Christian. Um in dieses Auffangbecken zu gelangen, muss man ein Kreuzchen machen: Die Bestätigung, dass man bereit ist, in den Auslandseinsatz zu gehen. Rund zehn Prozent aller Bundeswehrgenossen in Afghanistan sind Freiwillig Wehrdienstleistende wie Christian, die sich für höchstens 23 Monate verpflichtet haben. „Es gibt Verbände, die brauchen FWDL, um den Bedarf an Mannschaftsdienstgraden zu decken“, sagt Oberstleutnant Beutler, stellvertretender Leiter vom „Zentrum für Nachwuchsgewinnung Ost“ in Berlin Grünau. Hier muss jeder, der für vier, acht oder zwölf Jahre zur Bundeswehr will, ein mehrstufiges Auswahlverfahren durchlaufen; in der Turnhalle, am Computer und im Bewerbungsgespräch Punkte sammeln.

Oberstleutnant Beutler ist ein freundlicher Mann, in dessen Büro metallicblaue Sitzbälle herumliegen, und der viel von der Verantwortung des Arbeitgebers Bundeswehr spricht. „Wenn im Bewerbungsgespräch der Verdacht aufkommt, da will jemand nur von der Straße weg, dann ist das ein Kill-Kriterium.“ Genügend Auswahl gibt es. Das Kasernen-Gelände ist voller junger, aufgeregter Frauen, die sehnsüchtig hinter den Fenstern schauen, die schon in Uniform durch die Gänge laufen. Jeder fünfte Bewerber ist weiblich, und diese Woche ist „Frauenwoche“ im „Zentrum für Nachwuchsgewinnung“. Im Schnitt kommen vier Bewerber oder Bewerberinnen auf jede Stelle, dieses Jahr sind es so viele wie seit 2003 nicht



ILLUSTRATION: BENJAMIN GODEL

„Dass wir von der Wirtschaftskrise profitieren, ist ein Fakt“, sagt ein Oberstleutnant

mehr. Die Sicherheitslage in Afghanistan spiele dabei keine Rolle, sagt Beutler. „Die Generation ist mit Auslandseinsätzen der Bundeswehr aufgewachsen, das ist für sie ein Stück Normalität.“ Wenn ein neuer Anschlag mit toten deutschen Soldaten durch die Presse gehe, dann sei ein „Innehalten“ zu spüren, die Bewerberzahlen brächen kurzfristig ein. Doch schon nach ein paar Tagen sei wieder das übliche, hohe Niveau erreicht. Beutler freut sich über dieses Niveau, aber er weiß auch, wie es zustande kommt: „Dass wir von der Wirtschaftskrise profitieren, ist ein Fakt“. Dazu kommt eine Koinzidenz, die man zumindest unglücklich finden kann: Die dramatischste Wirtschaftskrise in der Geschichte der Bundesrepublik fällt zeitlich zusammen mit dem riskantesten Militäreinsatz der Bundeswehr.

Die Leute in Torgelow merken nicht viel von der Wirtschaftskrise, was vielleicht daran liegt, dass in Torgelow seit 20 Jahren Krise ist. Seit der Wende hat der Ort im Kreis Uecker-Randow die Hälfte seiner Einwohner verloren. Wer was aus seinem Leben machen will, geht weg, sagen die, die noch dageblieben sind. Einige der wenigen Wachstumsbranchen in der Region ist die Altenpflege. Die Fenster des alten Postamts sind mit Sperrholzplatten verrammelt. Aber nicht mehr lange, denn in das riesige Gebäude am Kreisverkehr zieht eine Einrichtung für betreutes Wohnen. Im Vergleich mit den Nachbarorten steht Torgelow nicht schlecht da. Das Erneuerbare-Energien-Gesetz sichert 700 Arbeitsplätze: Die örtliche Eisengießerei ist Marktführer für bestimmte Naben von Windrädern. Der zweite große Arbeitgeber ist die Bundeswehr, die nach der Wende die NVA abgelöst hat. Die Kasernen in und um Torgelow beherbergen sieben Bataillone mit 6.600 Mann, Uniformen gehören zum Stadtbild. Zum Tag der offenen Tür lässt sich der Bürgermeister mit dem Panzer vom Rathaus abholen.

Ein zweischneidiges Schwert

Folgt man der Ausfallstraße, kommt man zuerst an Gärten mit Hühnern und Hunden vorbei, dann an diversen Autohäusern, und irgendwann gelangt man zur Turnhalle des SAV Torgelow. Hier sitzt inmitten Vitrinen voller Pokale Uwe Brenner, zivilangestellter Schlosser bei der Bundeswehr und Ringer-Präsident Mecklenburg-Vorpommerns. So rund kann also ein Sportler sein, denkt man. Und sobald Uwe Brenner den Mund auf tut, denkt man: Der hat das Herz auf dem rechten Fleck. Er trainiert große und kleine Jungs, Zivilisten und Soldaten. Er kennt die Chancen bei der

Bundeswehr und hat genug gehört von den Zuständen in Afghanistan. „Es ist ein zweischneidiges Schwert“, sagt er oft, und lehnt den runden Körper nach hinten, als wolle er dem Konflikt in seinem Innern ausweichen. „Dass die Jungs was Vernünftiges haben, ist schön. Aber dass es ausgerechnet Krieg sein muss...“ Dann wieder: „Aber die machen ja auch viel.“ Das stimmt. Die Bundeswehr bildet aus, sie bildet weiter, und sie unterstützt die Soldaten nach ihrer Dienstzeit, um den Übergang ins Zivilleben zu erleichtern. Das fängt beim Gabelstapler-Führerschein an und hört beim komplett finanzierten Studium auf. „Das wird im Zivilen oft nicht gesehen, was die Bundeswehr für die Leute tut“, sagt Major Wiethüchter. Und Oberstleutnant Jürgen Büscheck nimmt einen möglichen Vorwurf gleich vorweg: „Ich seh das nicht als Lockmittel, sondern als Chance.“ Auf dem Fensterbrett steht ein Pfennigbaum, das durchschnittlichste aller Bürogewächse, auf dem Besprechungstisch ein Teller mit Lebkuchen; und zivil klingt auch, wie die Offiziere den Unterschied zwischen Theorie und Praxis schildern: Auch wenn hier jeder theoretisch also zum Auslandseinsatz herangezogen werden kann, sieht es in der Realität humaner aus: „Keiner, der nicht will, muss nach Afghanistan.“ Doch dann schiebt jemand einen Satz hinterher, der an Uwe Brenners „zweischneidiges Schwert“ denken lässt: „Aber es gibt eine Berufsehre.“ Das Wort mit seinen schillernden Konnotationen jagt einem hasenfüßigen Zivilisten einen kurzen Schauer über den Rücken. Aber Uwe Brenner, der Ringer mit den vielen Pokalen, hat noch etwas gesagt: „Aus Liebe zum Vaterland macht das keiner. Bei uns sagt man: Ein Einsatz, ein neues Auto.“

Beim Freund von Robins Schwester ist es ein BMW. Auch Benjamin, 15, und wie Robin Schüler der Abschlussklasse an der Torgelower Realschule, kennt jemanden, der in Afghanistan war: Den Freund der Cousine. „Der ist zwar zurückgekommen, aber so richtig gut hat ihm das nicht getan.“ Es ist die Variation eines Satzes, den man von vielen Torgelowern hören kann, die über die Söhne, Freunde oder Cousins von Nachbarn und Bekannten sprechen: „Der war hinterher nicht mehr derselbe.“ Weder Benjamin noch Robin noch einer ihrer Klassenkameraden will zur Bundeswehr, und ihr Lehrer Rainer Justin ist der letzte, der versuchen würde, sie umzustimmen. „Das ist doch Zeitüberbrückung, sonst nichts“, sagt er. „Dafür sein Leben zu riskieren ist verrückt.“ Rainer Justin ist in Torgelow geboren, und hier hat er auch sein gesamtes Berufsleben verbracht. Er erinnert sich an die Zeiten, als die Wälder voller NVA-Panzer waren, und an

die Zeit nach der Wende, als die Wälder „aufgingen“, um wenige Jahre darauf wieder „zugemacht“ zu werden, weil da jetzt Bundeswehr-Panzer rollten. Seit Jahrzehnten kann Rainer Justin das Verhältnis der jungen Torgelower zum Militär studieren. Als es um den Kosovo ging, sagt der Lehrer, da hätten viele gesagt: „Das Geld greif ich ab. Aber Kosovo war nicht heiß. Afghanistan ist heiß.“

Warum dann nach Afghanistan?

Das Bahnhofsgebäude ist genauso verrammelt wie die Post. Weder ein Fahrkartenautomat noch eine Anzeigetafel deuten darauf hin, dass hier Züge halten. Zum Glück wissen Christian und sein Kamerad Daniel, wann der Ostseelandverkehr kommt, der diese Bahnstrecke bedient. Es geht heim nach Brandenburg, wie jeden Freitag mittag. Christians Zeit als FWDL in Torgelow ist bald abgelaufen; er hat sich als Zeitsoldat beworben, ist aber nicht genommen worden. Dafür hat er eine Stelle bei einer neuen Expedition in Aussicht. Auch Daniel ist bald fertig. Er hatte sich für vier Jahre verpflichtet, dann aber auf acht aufgestockt, weil es ihm so gut gefiel. Und „weil es dann mehr Optionen für danach gibt.“ Der Zug läuft ein. Auf den Feldern zwischen Jatznick und Sandförde stehen Rehe. In Pasewalk hat jemand auf die Bahnhofsmauer gespritzt: „Zottel komm heute zu mir einen saufen!“ Daniel möchte es nochmal bei der Polizei probieren. Nach der Schule damals hatte es nicht geklappt. Er hat bei der Bundeswehr viel gelernt, sagt er, zum Beispiel Teamarbeit, besonders im Kosovo, wo er dreimal war. Würde er auch nach Afghanistan gehen? „Freiwillig nicht. Und meine persönliche Meinung: Wer nicht will, muss auch nicht.“ Aber warum will überhaupt jemand? Die Antwort kommt so prompt wie keine andere an diesem Tag: „Geld. Wer was anderes sagt, lügt.“

Das Geld heißt AVZ, Auslandsverwendungszuschlag; die Regionen sind je nach Gefährdungskategorie gestaffelt. Für Afghanistan gibt es das Maximum, etwa 100 Euro pro Tag, steuerfrei, zusätzlich zum Sold. In viereinhalb Monaten, so lange dauert ein Auslandseinsatz im Durchschnitt, kommt einiges zusammen. In Mecklenburg Vorpommern ist es sicherlich schwieriger als in Bayern, einen anderen Job zu finden, der einem nach so kurzer Zeit einen BMW finanziert. Die Bundeswehr kann dafür nichts. Das sagt übrigens auch Peter Hettlich, der ehemalige Grünen-Abgeordnete, der seine Nachforschungen nicht als Bundeswehr-Bashing verstanden wissen will. Er sieht im Ossi-Überschuss ein Symptom für das Scheitern des Aufbaus Ost.